

Für unsere Kinder

Nr. 11 ○ ○ ○ ○ ○ Beilage zur Gleichheit ○ ○ ○ ○ ○ 1912

Inhaltsverzeichnis: Spruch. Von J. v. Eichendorff. — Der Funkensonntag in Schwaben. Von Heinrich Wandt. — Geschichte des Javanen Saidjah. Von Multatuli. (Fortf.) — Die Kinder im Schnee. Von Heinrich Seidel. (Gebäht.) — Die Wurzelpinzessin. Von Robert Reinick. (Fortf.)

Spruch.

Von Joseph v. Eichendorff.

Ein wildes Roß ist 's Leben,
Die Hufe Funken geben,
Wer's ehrlich wagt, bezwingt es,
Und wo es tritt, da klingt es!

○ ○ ○

Der Funkensonntag in Schwaben.

Lichtmeß und die ganze bunte Fastenzeit, der Sonntag Lätare und noch einige christliche Halbfeiertage der Monate Februar und März tragen Merkmale an sich, die ins graue Heidentum zurückweisen. Sie bildeten einen Reigen von Volksfesten, der sich bis über die Osterzeit hinaus ausdehnte. Namentlich der Sonntag nach Aschermittwoch, der die christliche Fastenzeit einleitet, hat viel von einem alten Fest überkommen, das von unseren heidnischen Ahnen zur Feier des erwachenden Frühlings begangen wurde. Dieser Sonntag heißt im Schwäbischen vielerorts Funken- oder Scheibensonntag. Die Bräuche, mit denen er auf dem Lande noch begangen wird, deuten auf die uraltheidnische Verehrung des Feuers und seiner Geister hin, eine Verehrung, die weit über die Erde verbreitet ist.

Der Funkensonntag hat sich als ein Tag ursprünglicher Volksfreude in Schwaben am längsten in den katholischen Gegenden erhalten. So namentlich in der Baar, auf dem Heuberg und in Oberschwaben. Allerlei süße Gebäcke, die den Tag vor anderen auszeichnen sollen, werden dort nach altem Herkommen auf den Mittagstisch gebracht. Gewitter und Hagel schädigen nach dem Volksglauben im kommenden Sommer die Familie, in der die Hausfrau von dieser Überlieferung abweicht. Denn der Tag war einst dem trotzigem Wettergott Donar geweiht, der die feimende Saat beschützt und den Obstbäumen Gedeihen schenkt.

Aus dem Grunde wird noch heute, wenn auch unbewußt, das Andenken des rotbärtigen Gottes im Jller- und oberen Donautal mit dem Backen von Funkenküchlein am Funkensonntag geehrt. Am Bodensee wird der Tag vielfach mit Apfelfüchlein gefeiert. Eigenartige Funkensonntagsgebäcke werden in manchen Gegenden schon tags zuvor in Bäckerläden und an Marktständen feilgeboten. Es sind der Hanselmann und das Hanselweibchen, ein Männchen und ein altes buckliges Weibchen aus Hefenteig, mit Augen und Rockknöpfen aus Rosinen. Sie werden mit Vorliebe Burschen und Mädchen zum Spott verehrt, die noch keinen Schatz besitzen. Denn Gott Donar war als Gott des Feuers und Herdes auch der Schützer der Familie und der Ehe. Das eigentliche Funkensonntagsgebäck aber ist der noch in ganz Oberschwaben anzutreffende Funkenring. Er ist aus Kuchenteig, hat die Form eines Kranzes und wird in allen Größen gebacken, vom Umfang einer Brezel bis zu dem eines kleinen Wagenrads.

Die altheidnischen Bräuche, die am Abend des Funkensonntags üblich sind: der Fackelzug in den Kornösch, das sind die Getreideselder, das Funkenfeuer und das Scheibenschlagen werden auch in Schwaben seltener. Sie verlieren ihren Sinn in der Neuzeit, in der die Kleinbauern verarmen und die Industrie sich immer mehr auch auf dem Lande ausdehnt. Auch das Mittelalter, in dem die Kirche allmächtig war, in dem aber weniger fromme Heuchelei als heutzutage herrschte, prägte dem Funkensonntag seinen Stempel auf. So hielt im helsensteinischen Städtlein Wiesensteig bei Geislingen ehemals ein Ellwanger oder Niedlinger Kapuziner eine Art Ruggpredigt in der Gottesackerkirche, wobei Hoch und Niedrig die des Jahres über begangenen Sünden weidlich um die Ohren geschlagen bekam.

Der Fackelzug in den Kornösch war einst eine Ehrung Donars. Er soll den Frühlingsanfang, die Wiedererweckung der Natur bekunden und nach dem Volksglauben die Saat vor Hagel schützen. Der Brauch wird in vielem der Überlieferung getreu begangen. Erst durch das kirchliche Weiwert, die Abbetung des Rosenkranzes, das Singen von geistlichen Liedern und einiges andere hat er das Gepräge einer

firchlichen Prozession bekommen, das er heute besitzt. Große Stroh- oder mit Harz und Pech bestrichene Holzackeln haben sich nach altem Herkommen die Schulbuben und die ledigen Burschen gefertigt, die sich bei Anbruch der Dunkelheit zum Fackelzug in die Getreideäcker sammeln. Gebete und Gesänge sollen das Wachstum der Saat fördern. Im Rottweiler Gebiet riefen zu dem Zweck die Fackelträger über die Saatsfelder hin: „Soma, Soma, reg' di!“ Die schöne Sitte, die in manchen Gegenden Saatluchten oder Samenzündungen genannt wird, entbehre auch nicht der Kurzweil. So schritten in der Gegend um Luttlingen der Dorfbüttel und Feldschütz dem Fackelzug feierlich voran und dienten der hinterher folgenden Jugend als Zielscheibe recht derber Wiße. Überhaupt spielte die Jugend bei der Feier eine wichtige Rolle, wie ein ähnlicher Brauch zeigt, der gewöhnlich erst am Dienstag- oder Mittwochabend nach dem Funkensonntag in Hofen bei Spaichingen stattfand. Dort erbte sich in einer Familie ein uraltes verblichenes Fähnlein fort. Jedes Jahr an dem bestimmten Abend versammelten sich alle Schulknaben des Ortes vor dem Haus dieser Familie und ordneten sich zur Prozession in die Saatsfelder, bei der das Fähnlein, getreu dem Herkommen, vorangetragen wurde. Der Zug ging immer in schönster Ordnung vor sich, obschon er nicht der Aufsicht eines Erwachsenen unterstand. Nur die Frage, wer das Fähnlein dem Zuge vorantragen dürfe, entsagte ab und zu einen Streit unter der Jugend.

Länger erhalten hat sich das Funkenfeuer, das am Abend des Funkensonntags auf den Bergen angezündet wird. Ein alter Spruch bezeugt, daß das Funkenfeuer zur Verehrung des Feuergottes entzündet wurde. Er sagt vom Funkensonntag: „Wenn der Mensch an dem Tag keine Funken macht, macht der Herrgott welche durch Gewitter.“ Das Holz zum Funkenfeuer wird von den jungen Burschen und Schulknaben zuvor gesammelt. Das geschieht nicht immer auf einwandfreie Weise. Da und dort bekommt über Nacht ein schöner Holzblock Füße, hier verliert ein fester Zaunstock den Halt und geht auf die Wanderschaft. Selten findet sich eine Bauersfrau, die nicht gutwillig die geforderte Abgabe in Holz entrichtet, denn sie weiß genau: wenn sie es nicht tut, wird sie in der weiten Umgegend als Heze verschrien und das ganze Jahr drum angesehen. Da tut sie denn lieber ein übriges. Früher herrschte überall die Sitte, daß die

Burschen von Haus zu Haus wandern und das Holz mit einem gereimten Spruch erbitten mußten. So riefen um Wurzach die Holzsammler, die meist mit einem Pferdegespann den Ort durchzogen, vor den Häusern:

Holz und Stroh,
Wird der Funken hoch!

An der Donau traten die kleinen Buben unter die Haustüren und fangen:

Stroh, Heu, Heu
Und das Funkenfischle auch dabei!

Nachmittags wird das gesammelte Holz zu Berge gefahren und an einem bestimmten Platze zu einem meterhohen Haufen geschichtet. Kundige Hände fertigen unterdessen die „Heze“ an. Das ist ein Popanz aus Holz, Stroh und Lumpen, der einen alten Hut aufgesetzt bekommt und an einer großen Stange festgebunden wird, die man in die Mitte des Holzhaufens steckt. Diese Jammergestalt soll den besiegten Winter vorstellen und ist als dessen Sinnbild allen heidnischen Frühlingseuern zu eigen. In christlicher Zeit wurde daraus eine Heze. So wird das Funkenfeuer im Luxemburgischen vom Volke nur „'s Hezenverbrennen“ genannt. Anstatt der „Heze“ wird in manchen Gegenden eine Stange mit einem Strohkreuz in den Scheiterhaufen gesteckt. Der Brauch entstammt erst der christlichen Zeit und soll verhindern, daß der Teufel das nachfolgende Scheibenschlagen stört.

Das Funkenfeuer wird angezündet, sobald drunten im Dorfe die Betglocke zu läuten beginnt. In katholischen Gegenden wie auf dem Heuberg werden vorher drei Vaterunser und der Glauben gebetet. Sodern dann die Flammen aus dem mächtigen Holzstoß empor, so umstehen ihn in der gebotenen Entfernung die Burschen und Mädchen, sprechen Gebete oder singen Lieder und harren gespannt auf das Fallen der „Heze“. Ein Böllerschuß oder manchmal eine an der Strohpuppe befestigte Rakete kündigt weithin den wichtigen Augenblick, an den sich allerlei uralter Aberglauben knüpft. Nach der Richtung, in der die „Heze“ fällt, sollen das ganze Jahr die Gewitter ziehen, und das Mädchen, das an der Stelle steht, muß eine leibhaftige Heze sein. Auch sonst spielt der Aberglauben bei dem alten Donarfeuer am Funkensonntag eine Rolle. Da und dort wurde noch bis in die Mitte des letzten Jahrhunderts das Vieh durch das Funkenfeuer getrieben, damit ihm die Hezen nichts anhaben konnten. In manchen Gegenden werden noch heute

Obstbäume und Fischneße mit dem Rauch des Funkenfeuers geräuchert, in dem Glauben, daß dieser heilbringend ist. Die Burschen und jungen Mädchen springen paarweise durch das lodernde Feuer.

Vor einem halben Jahrhundert, als die Funkenfeuer noch häufig waren, leuchteten von den Berggipfeln der Schwäbischen Alb die mächtigen Flammen weit in die stille Nacht hinaus. Ein prächtiger Anblick. Die Feuerbrände, die auf dem Dreifaltigkeitsberg, Lemberg, Plettenberg, Hohenberg, Deilingerberg, Hohentarfpen und vielen anderen Bergen aufloberten, bildeten eine ununterbrochene flammende Kette. Bis weit in die Schweiz und Vorarlberg hinein sah man die Flammenzeichen leuchten. Das Funkenfeuer wird noch heute in Oberschwaben, Oberbayern und Vorarlberg begangen und ist in der Schweiz als „Fastnachtsfeuer“, in Tirol als „Holapfannfeuer“ und im Rheingau als „Hallfeuer“ üblich. In Frankreich ist der Funkensonntag als „la fête des brandons“, das „Fest der Strohstacheln“ bekannt. In einigen deutschen Gegenden geht der Brauch etwas später, im März vor sich und heißt „Kroten-“ oder „Sommerfeuer“. Noch häufiger wird er erst am Ofterabend als „Ofterfeuer“ begangen, das trotz seines heidnischen Ursprungs auch in der christlichen Kirche eine große Rolle spielte.

Ist bei dem Funkenfeuer die Strohspuppe gefallen, so nimmt das Scheibenschlagen seinen Anfang. Jeder Bursche, der am Arme seines Mädchens zum Funkenfeuer wandert, hat sich ein Dutzend oder mehr Holzscheiben an einer Schnur über die Schulter gehängt. Die Scheiben hat er sich entweder selbst geschnitzt oder beim Wagner im Dorfe gekauft. Sie sind dünn, aus Buchenholz und haben gewöhnlich die Größe einer Männerfaust und in der Mitte ein Loch zum hineinstecken des Schleuderstöckes. Ein jeder Scheibenschläger hat sich eine Anzahl guter Haselnußgerten als Schleuderstücke besorgt. Die brennenden Scheiben sollen die kornaufweckende Sonne versinnbildlichen. Die Scheiben waren vielleicht ursprünglich Bestandteile eines Werkzeugs zur Erzeugung von Feuer, das später als geheiligtes Gerät bei der Verehrung des Feuergottes diente. Sie werden auch bei dem „Kroten-“, „Sommer-“, „Ofter-“ und „Johannisfeuer“ geschlagen. Häufig werden bei diesen Gelegenheiten auch brennende Strohräder den Berg hinuntergelassen. Auf dem Kornbühl, dem Hohenzollern gegenüber, besorgte dies in früheren Zeiten der Mönch,

der dort hauste, und der auch die Wetterglocke zu läuten hatte. In Geroldstein in der Eifel mußte es der jüngste Ehemann tun.

Die Holzscheibe wird ins Feuer gehalten, bis sie brennt, dann einigemal mit dem Stock um den Kopf geschwungen und in die Höhe geschleudert. Jede aufsteigende Scheibe wird mit einem Spruche jemand verehrt. Die erste gewöhnlich der heiligen Dreifaltigkeit, die hier an die Stelle des Feuer- und Wettergottes getreten ist; die zweite gehört der Liebsten, und die nachfolgenden Scheiben werden den Eltern, dem Freunde, Schultheiß oder Pfarrer des Ortes gewidmet. Einige der Sprüche, die man in Schwaben während des Schwingens der Scheiben sagt, lauten:

Scheibe aus und ein,
Wem soll die Scheibe sein?
Die Scheibe soll der höchsten Dreifaltigkeit sein!

Scheibo, Scheibo!
Wem soll die Scheibe sein?
Die Scheibe fliegt wohl über den Rhein,
Die Scheibe soll meinem Schätzle sein!

Scheib auf, Scheib ab,
Die Scheib geht krumm und grad,
Die Scheib geht links, geht rechts,
Geht aus und ein,
Sie geht meiner Herzliebsten zum Fenster 'nein!

Schibo, Schibo!
Wem soll die Schibe geh?
Die Schibe fährt links und rechts,
Sie fährt dem Schultes eba recht.
Fahrt se nit, so gilt se nit,
Hat se kei Loch, so stinkt se nit,
Schibo, Schibo!

Ein Spruch vom „Holapfannfeuer“ in Tirol lautet:

Wem soll die Scheib' sein?
Korn in der Wann,
Schmalz in der Pfann,
Pflug in der Erd',
Schau, wie die Scheib' aufse fährt!

Das Scheibenschlagen, das früher eines der schönsten Vergnügen für die ländliche Jugend war, ist heute vielerorts auch in den Gegenden verschwunden, wo es bis vor einigen Jahrzehnten noch allen Verbotten trotzte. Und an solchen hat es nie gemangelt, eiferte doch schon die Kirchenversammlung zu Konstantinopel im Jahre 680 gegen die heidnischen Feuereränze. In späteren Jahrhunderten sind wiederholt geistliche und weltliche Behörden streng dagegen eingeschritten. Eine Verordnung der Stadt Rottweil vom Jahre 1618 verbot das

Scheibenschlagen bei einem Gulden Strafe. Die Bögte wurden angewiesen, auf die Befolgung des Verbots scharf zu achten, da bei dem Brauch nichts anderes als „Leichfertigkeit, Gotteslästern und andere Schand und Spott“ vor sich gehe. Das Oberamt Ravensburg vermeinte noch im Jahre 1833 die Sitte verbieten zu müssen, nachdem die oberschwäbische Herrschaft Waldsee in früheren Zeiten oft genug und vergebens vor ihrer Begehung gewarnt hatte. Was all die Verbote und Strafen in Jahrhunderten nicht fertig brachten, erreichte binnen kurzem die Neuzeit, die der Besonderheit des bäuerlichen Lebens nicht günstig war. Heute erinnern an vielen Orten nur noch Flurnamen wie Scheibenberg, Scheiberrain, Radberg und Nadelberg daran, daß an diesen Stellen einst der schöne Brauch des Funkenfeuers und Scheibenschlagens begangen wurde.

Nach dem Scheibenschlagen wird von den jungen Burschen noch hier und dort ein Fackelzug veranstaltet. In Ehingen an der Donau marschieren die Scheibenschläger mit ihren großen Holzleuchten in stattlicher Anzahl auf den Wolfert, wo sie Lieder singen und Ansprachen hielten. In manchen Orten gehen die Buben, wenn sie vom Scheibenschlagen zurückgekehrt sind, in die Häuser und sammeln Eier, Speck, Rüklein und Geld ein. Der Bursche, der seiner Liebsten zu Ehren eine Scheibe geschlagen hat, wandert vor ihrer Eltern Haus und singt:

I ha Eurer Tochter Schibe g'schläga,
Ihr were mir 's Rükli nit verjaga;
D'Schibe fährt hi und her,
Mer esse d'Rükli alle gern.
D'Rükli raus, d'Rükli raus,
's is a schöni Tochter im Haus!

Heinrich Wandt.

○○○

Geschichte des Javanen Saidjah.

Von Multatuli. (Fortsetzung.)

Der neue Büffel lernte Saidjah kennen und nahm in dessen Zuneigung sehr bald den Platz seines Vorgängers ein — viel zu schnell eigentlich; denn, ach! die Wachseindrücke unseres Herzens werden so leicht glattgestrichen, um für spätere Schritt Platz zu machen. . . .

Der neue Büffel war nun nicht so stark wie der vorige, und das alte Joch zu groß für seinen Nacken, aber das arme Tier war willig wie sein Vorgänger, der geschlachtet war, und wenn Saidjah auch an der Grenze zu Adin-

das Brüderchen nicht mehr die Kraft seines Büffels rühmen konnte, so behauptete er wenigstens, daß kein anderer den seinen an gutem Willen übertraf. Und wenn die Furche nicht so schnurgerade lief wie früher, und wenn Erdklumpen und undurchschnitten liegen geblieben waren, so half er gern mit seiner Hacke nach so viel er konnte. Außerdem hatte kein Büffel einen doppelten Haarwirbel wie der seine. Der Priester selbst hatte gesagt, daß Glück war in den Linien der Haarwirbel auf den Schulterblättern.

Einmal rief Saidjah im Felde vergebens seinem Büffel zu, schnell zu machen. Das Tier stand wie angenagelt. Saidjah, ärgerlich über so große und noch dazu so ungewöhnliche Widerspenstigkeit, konnte sich nicht enthalten, ein grobes Schimpfwort auszusprechen. Er dachte sich nichts Böses dabei. Er sagte das bloß, weil er es oft von anderen gehört hatte, wenn sie mit ihren Büffeln unzufrieden waren. Aber er hätte es nicht zu sagen brauchen, denn es half nichts, sein Büffel tat keinen Schritt vorwärts. Er schüttelte den Kopf, als wollte er das Joch abwerfen, man sah den Atem aus seinen Nasenlöchern; er blies, zitterte, es war Angst in seinem blauen Auge, und die Oberlippe war hochgezogen, so daß das Zahnfleisch bloß lag. . . .

„Flieh, flieh,“ riefen Adindas Brüderchen, „Saidjah, fliehe, da ist ein Tiger!“

Und alle nahmen ihren Büffeln die Joche ab und schwangen sich auf die breiten Rücken und stürzten davon durch Reisfelder, über Dämme, durch Sumpf und Gestrüpp und Buschwerk und hohes Gras, an Feldern und Wegen vorbei; und als sie leuchend und schwitzend in dem Dorfe Badur einritten, war Saidjah nicht unter ihnen. Denn als dieser seinem Büffel, wie die anderen, das Joch abgenommen hatte, um wie sie zu flüchten, hatte ein unerwarteter Sprung ihm das Gleichgewicht genommen und ihn zur Erde geworfen. Der Tiger war sehr nahe. . . .

Saidjahs Büffel schoß in seinem Laufe einige Sprünge an dem Fleck vorbei, wo sein kleiner Herr den Tod erwartete. Aber nicht mit Willen war das Tier weiter gestürzt als Saidjah, denn kaum hatte er die Kraft überwunden, die auf alle Stoffe nachwirkt, wenn auch die Ursache aufgehört hat — da kehrte es auch schon zurück, stellte auf seine dicken Füße seinen dicken Leib wie ein Dach über das Kind, und kehrte seine gehörnte Stirne dem Tiger zu. Dieser sprang. . . . aber er sprang zum letzten Male.

Der Büffel fing ihn auf seinen Hörnern auf und verlor nur etwas Fleisch, das der Tiger ihm vom Halse riß. Der Tiger lag mit aufgerissenem Bauche da, und Saidjah war gerettet. Es war wirklich Glück gewesen in den Haarwirbeln dieses Büffels!

Als dieser Büffel Saidjahs Vater abgenommen und geschlachtet wurde . . .

Ich habe gesagt, Leser, daß meine Erzählung eintönig ist.

Als dieser Büffel geschlachtet war, zählte Saidjah schon zwölf Jahre, und Abinda webte schon Sarongs* und verzierte sie mit schönen farbigen Mustern. Sie hatte schon Gedanken in den Lauf ihres Farbschiffchens zu legen, und sie zeichnete Traurigkeit auf ihr Gewebe, denn sie hatte Saidjah traurig gesehen.

Und auch Saidjahs Vater war traurig; seine Mutter aber am meisten. Sie hatte ja die Wunde am Halse des treuen Tieres gepflegt, das ihr Kind unverfehrt heimgebracht hatte, als sie auf die Nachricht von Abindas Brüderchen schon geglaubt hatte, der Tiger habe es weggeschleppt. Sie hatte die Wunde so oft betrachtet mit dem Gedanken, wie tief die Klaue, die so tief in das dicke Fell des Büffels eindrang, in den weichen Leib des Kindes geschlagen hätte; und jedesmal, wenn sie frische Kräuter auf die Wunde legte, streichelte sie den Büffel und sprach ihm freundliche Worte zu, daß das gute treue Tier doch wohl wissen mußte, wie dankbar eine Mutter ist. Sie hoffte später, daß der Büffel sie verstanden habe, denn dann hätte er wohl auch ihr Weinen verstanden, als er weggeführt wurde, um geschlachtet zu werden, und er hätte dann gewußt, daß es nicht Saidjahs Mutter war, die ihn schlachten ließ.

Einige Zeit später floh Saidjahs Vater aus dem Lande; denn er hatte große Furcht vor der Strafe, wenn er seine Landrente nicht bezahlte, und er hatte keine Erbstücke mehr, um einen neuen Büffel zu kaufen. Seine Vorfahren hatten stets in Parang-Kudjang gewohnt und ihm deshalb wenig hinterlassen. Auch die Eltern seiner Frau wohnten immer in demselben Distrikt. Nach dem Verlust des letzten Büffels hielt er sich wohl noch einige Jahre, indem er mit gemieteten Pflugtieren arbeitete; aber das ist eine sehr undankbare Arbeit und noch

* Der Sarong, das Hauptkleidungsstück der Javanen, oft das einzige, ist ein Stück Baumwollzeug, einen Meter breit und zwei Meter lang, das um die Hüften gelegt und durch einen Gürtel oder bloß durch einen Knoten festgehalten wird.

dazu kummervoll für jemand, der eigene Büffel gehabt hat. Saidjahs Mutter starb vor Gram, und damals war es, daß sein Vater in einem verzweifelten Augenblick aus Bantam fortgeschlich, um im Buitenzorgschen Arbeit zu suchen. Aber er wurde mit Stockschlägen gestraft, weil er sein Dorf ohne Paß verlassen hatte, und von der Polizei nach Badur zurückgebracht. Hier wurde er eingesperrt, weil man ihn für irrsinnig hielt, was ich wohl glauben will, und weil man fürchtete, daß er in einem Augenblick von Wahnsinn Amok laufen könnte* oder sonst eine Unsinngigkeit begehen würde. Er war jedoch nicht lange gefangen, denn er starb bald darauf.

Was aus den Brüderchen und Schwesterchen Saidjahs geworden ist, weiß ich nicht. Das Häuschen, das sie zu Badur bewohnten, stand einige Zeit leer und fiel dann bald zusammen. Es war ja nur von Bambus gebaut und mit Palmblättern gedeckt. Ein wenig Schutt und Schmutz deckte den Fleck, wo viel gelitten worden war. Es gibt viel solche Flecken in der dortigen Gegend.

Saidjah war schon fünfzehn Jahre, als sein Vater nach Buitenzorg flüchtete. Er hatte ihn dahin nicht begleitet, er hatte größere Pläne. Man hatte ihm gesagt, daß in Batavia viele Herren wären, die in Bendijs, zweirädrigen Wagen, führen, und daß es für ihn leicht sein würde, eine Stelle als Bendijsunge zu finden, wozu man gern jemand nimmt, der noch jung und noch nicht ausgewachsen ist, um nicht durch zu große Schwere hinten auf dem zweirädrigen Wagen das Gleichgewicht zu stören. In solchem Dienst, hatte man ihm gesagt, wäre viel zu verdienen; vielleicht würde er auf die Art in drei Jahren genug Geld sparen können, um zwei Büffel zu kaufen. Diese Aussicht lockte ihn. Mit selbstbewußtem Schritt, wie einer, der Großes im Sinne hat, trat er nach der Abreise seines Vaters bei Abinda ein und teilte ihr seinen Plan mit.

„Denke dir,“ sagte er, „wenn ich wiederkomme, werden wir alt genug sein, um zu heiraten, und wir werden zwei Büffel haben.“

* Der verzweifelte Malaye, den der Wahnsinn packt, sitzt erst in dumpfem Brüten finsternen Auges in irgend einem Winkel; schließlich packt er den Dold und macht Amok, Mord. Er kennt weder Freund noch Feind, was ihm in den Weg kommt, wird niedergemacht. Alles, was kann, flüchtet, die Holzlocke ertönt, die beherzten Männer des Dorfes bewaffnen sich, und der Kampf dauert so lange, bis der „Amokläufer“ getötet ist.

„Sehr gut, Saidjah. Ich will gern mit dir Hochzeit machen, wenn du wiederkommst. Ich will spinnen und Sarongs weben und färben, und die ganze Zeit sehr fleißig sein.“

„O, ich glaube dir, Abinda, aber . . . wenn du denn schon verheiratet bist?“

„Saidjah, du weißt wohl, ich werde niemand heiraten. Mein Vater hat mich deinem Vater versprochen.“

„Und du selber?“

„Ich werde dich heiraten, sei gewiß.“

„Wenn ich wiederkomme, werde ich in der Ferne rufen.“

„Wer wird es hören, wenn wir im Dorfe Reis stampfen?“

„Ja, . . . aber, Abinda . . . o ja, so ist es besser . . . erwarte mich bei dem Busch, unter dem Ketapan,* wo du mir den weißen Jasmin gegeben hast.“

„Aber, Saidjah, wie kann ich wissen, wenn ich hingehen muß, um bei dem Ketapan zu warten?“

Saidjah dachte nach und sagte: „Zähle die Monde. Ich werde dreimal zwölf Monde ausbleiben. . . Dieser Mond rechnet nicht mit. Sieh, Abinda, mache bei jedem neuen Mond eine Kerbe in deinen Reisblock. Wenn du dreimal zwölf Kerben geschnitten hast, komme ich den Tag, der dann folgt, unter dem Ketapan an . . . willst du da sein?“

„Ja, Saidjah, ich werde unter dem Ketapan sein bei dem Busch, wenn du zurückkommst.“

Da riß Saidjah einen Fetzen von seinem blauen Kopfstuch, das schon sehr zerrissen war, und gab Abinda das Stückchen Leinwand als ein Pfand, und dann verließ er Badur.

(Fortsetzung folgt.)

o o o

Die Kinder im Schnee.

Von Heinrich Seidel.

Ein Winterabend still und kalt —
Drei Kinder wandern durch den Wald.

Sie gingen schon oft den Weg allein —
Heut flimmert der Mond mit irrem Schein.

Der Pfad, der sonst so kurz nach Haus —
Heut mündet er nimmer zum Wald hinaus.

Die kleinen Beinchen schreiten voran.
Da ragt empor der finstre Tann.

* Ketapan ist ein tropischer Baum mit mandelähnlichen Früchten.

Sie laufen zurück und hin und her —
Sie finden im Schnee den Weg nicht mehr.

Es weinen die Kleinsten, wohl irrten sie weit,
Kalt ist die Nacht, und Schlafenszeit!

Sieh dort, unter Wurzeln ein trockenes Hohl,
Da bettet das Schwesterchen beide wohl.

Trägt Moos und Laub zu ihrer Ruh
Und deckt mit dem eignen Tüchlein sie zu.

Die Nacht ist kalt, vom Mond erhellt —
Es funkeln die Sterne am Himmelsgelb.

Man hat sie gesucht mit Rufen und Schrein,
Man hat sie gefunden beim Morgenschein.

Die beiden Kleinen, sie schlafen fest,
Aneinandergeschmiegt im warmen Nest.

Den Arm gerafft voll Laub und Moos.
So fand man die andre bewegungslos.

So lag sie im Schnee — die Wangen rot,
Die hatte geküßt der eisige Tod.

o o o

Die Wurzelprinzessin.

Von Robert Reimick. (Fortsetzung.)

Jetzt war aber die letzte Aufgabe noch zu erfüllen: eine Prinzessin zu finden und mit ihr ein Stück Land zu erwerben, wo die neue Kolonie sich niederlassen könnte. Auch dazu fand Hampelmann bald Rat. Einige verwundete und gefangene Ratten mußten auf sein Geheiß von allen Prinzessinnen, die sie auf ihren Wanderungen kennen gelernt hatten, Bericht erstatten. Als sie nun auch von der Wurzelprinzessin viel Schönes berichteten, wurde bei ihrer Beschreibung das hölzerne Herz des Fürsten Nußknacker so stark erwärmt, daß ein Ton durch dasselbe fuhr, als wenn eine Diele in einer plötzlich erwärmten Stube zu reißen anfängt. Dieser Ton war ihm ein Zeichen: nur diese und keine andere Prinzessin dürfe seine Königin werden. Er beschloß daher auf der Stelle, mit seinem Volke dorthin zu ziehen und um die Prinzessin zu werben.

Sogleich wurde der Zug geordnet. Als Führer dienten die gefangenen Ratten. Ihnen folgte Reiterei, dann der König mit seinem Hofstaat, hinter ihm das Geschütz und Fußvoll. Nun kamen Schauelpferde, über und über mit Schachteln beladen, darin die Städte, Dörfer, Theater, Festungen, Küchen und dergleichen mehr, ebenso das Küchengeschirr und

der Hausrat; hinter diesen die kleinen Lastwagen, die blechernen und hölzernen Kutschen, ganz mit Passagieren besetzt; dann Fußgänger aller Art, in allen Kleidertrachten von Adam bis auf unsere Zeiten. Ihnen folgten lange Herden von Tieren, groß und klein, alle aus den Noachkasten und Menagerien, die auf dem Frachtwagen gewesen waren, erst die zahmen, zuletzt die wilden, letztere umgeben von zinnernen Beduinen und Tscherkessen, die aufpassen mußten, daß die kleinen brüllenden Bestien nicht sich selber oder andere unschuldige Wesen auffräßen. Und zwischen allen diesen Jügen sprangen die Hampelmänner, Harleline und Ledermäße einher, machten ihre Poffen und erhielten das ganze Volk auf dem langen und beschwerlichen Marsch fortwährend bei gutem Mute.

Auch schwammen auf dem Wunderbache, an dessen Ufer sie hinzogen, ganze Flotten magnetischer Schiffe, dazwischen die blechernen Schwäne, Enten und Fische. Nun denke man sich diesen unabsehbar langen Zug in dem schönsten grünen Walde zwischen Maiglöckchen, Weilchen und Butterblumen, unter Lattichblättern, Brennesseln und Farnkräutern bergauf und bergab marschierend, und alles das bei funkelndem Sonnenschein unter blauem Himmel und dazu die Anstrengung und Mühe der kleinen Wichte, das Kädergeknarre, das Peitschengelknalle, das Kommandieren, Musizieren und Singen an guten Stellen, das Ach- und Wehgeschrei auf beschwerlichem Pfade, wie zierlich und lustig muß das ausgesehen haben! Da war's wohl sehr natürlich, daß auf dem ganzen Wege, den der Zug machte, die Vögel aus den Sträuchern, die Käfer aus den Blumen, selbst die Regenwürmer und Schnecken aus der Erde neugierig herbeikamen, und daß diese alle doch einen großen Respekt bekamen vor dem König Nußknacker, der ein so blankes Volk beherrschte und sogar auf Reisen führte.

Nach langer Mühe und unsäglichen Anstrengungen langte endlich die Kolonie, wie wir schon gelesen haben, bei der großen Nußwiese an.

4.

Prinz Nußknacker und seine Begleiter wurden vom guten Wurzelkönig auf das freundlichste empfangen. Die Prinzessin schwamm in Entzücken über die glänzende Erscheinung des schönlackierten hölzernen Fürsten, der in einer steifen, wohlgefehten Rede seine Liebeserklärung und seine übrigen Wünsche ungemein anständig

vortrug. Auch der König wurde so von seinen Worten gerührt, daß er ihm ohne weiteres seine Tochter zur Frau und die ganze Nußwiese zur Aussteuer gab. Und als er nun gar seinen künftigen Schwiegersohn zärtlich umarmte, jauchzte ringsumher alles Volk, und alle die Tausende der Vögel stimmten mit Singen, Pfeifen und Klappern in das Vivatrusen und Jubelgeschrei ein. Darauf ward angeordnet, daß der ganze Zug des Puppenvolkes vor den Augen des versammelten Wurzelvolkes von seinem neuen Lande, der Nußwiese, Besitz nehmen sollte, was auch so gleich geschah.

Wie es nun im Leben so oft zu geschehen pflegt, daß man liebe alte Bekannte über neuen Gästen vergißt und sogar verachtet, so ging es auch hier zu. Die Wandervögel, die früher mit der größten Aufmerksamkeit behandelt wurden, die noch eben bei der Verbindung beider Völkerschaften durch den schönsten Spektakel ihre Teilnahme gezeigt, mußten es im Laufe dieses Tages erleben, daß man ihnen den Rücken lehrte. Die neugierigen Wurzelmännchen drängten sie sogar von allen Seiten zurück und gaben ihnen nicht undeutlich zu verstehen: sie könnten nur fortfliegen und für immer wegbleiben.

Empört über eine solche Behandlung, erhoben sich sämtliche Vögel wie mit einem Flügelschlag, schwebten noch einmal mit mächtigem Gebrause über den Köpfen der beiden Völker und verschwand dann raschen Flugs in der blauen Luft.

O Entsetzen! Was ereignete sich da! Der Flügelschlag dieser Tausende hatte einen solchen Luftzug hervorgebracht, daß fast keiner der neuen Ankömmlinge sich auf den Beinen erhalten konnte. Die Zinnsoldaten fielen reihenweise, einer über den anderen zu Boden. Die papiernen Helden, Schauspieler und Jäger wurden weit über die Wiese hingeweht, und selbst Fürst Nußknacker, der eben seiner geliebten Braut mit anständiger Manier die Hand küssen wollte, stand auf so schwachen Füßen, daß er taumelte, umfiel, den Maulwurfshügel herunterrollte und mit offenem Munde am Fuße desselben liegen blieb.

Das war ein schlimmes Zeichen für die Macht des neuen Fürstentums! Der große Respekt, den die Wurzelmänner noch eben vor den neuen Ankömmlingen gehabt hatten, verwandelte sich bei diesem Anblick bald in Verachtung. Nur der gute König und die schöne Prinzessin ließen sich in ihrer Bewunderung

nicht irre machen, sie sprangen eilig von ihrem Thron herab und halfen dem gefallenem Fürsten wieder auf die Beine. Nußknacker aber brach in bittere Schmähungen aus; er nannte die Vögel, die ihn umgeworfen hatten, alberne hochfliegende Narren, die sich über alles auf der Welt erheben, die alle Ordnung und Regel über den Haufen wüfeln. Sein Zorn wurde nicht eher besänftigt, als bis der künftige Schwiegervater versprach, daß auch er, um ähnliche Unfälle zu vermeiden, nichts Fliegendes, selbst keine fliegenden Blätter in seinem Lande dulden wolle.

Allmählich war alles wieder auf die Beine gekommen, der übrige Teil des Tages verging unter Jubel und Lustbarkeiten, und am folgenden Tage ward die Hochzeit des Fürsten Nußknacker mit seiner schönen Braut auf das allerglänzendste gefeiert; darauf nahmen beide Völker voneinander freundlichst Abschied, die Wurzelmänner kehreten in ihr Thal zurück, das Puppenvolk blieb auf seiner Nußwiese.

5.

Ganzer acht Tage bedurfte Fürst Nußknacker, um seinen Staat einzurichten, die Städte, Festungen und Dörfer an geeigneten Stellen aufzubauen und seinen Untertanen ihren Platz und ihre Tätigkeit anzuweisen. Alles das wurde mit Hilfe des lustigen Ministers Hampelmann, der die Seele des Ganzen war, vortrefflich ausgeführt. Es schien auch, als wollte der Himmel selbst das neue Fürstentum begünstigen, denn bisher hatte sich kein Wölkchen am Himmel gezeigt, kein Windstoß eine Kompagnie Soldaten umgeworfen, kein Regen die schönen bunten Wasserfarben des Schlosses abgespült oder die fürslichen Dekorationen des großen Theaters aufgeweicht.

So lebte die junge Fürstin einige Tage mit ihrem Gemahl herrlich und in Freuden. Sie hatte bereits ihre alten Kleider aus Blumenblättern und Spinnweben abgelegt und trug sich wie die eleganteste Staatspuppe nach dem neuesten Pariser Modejournal. Ihre munteren natürlichen Bewegungen gewöhnte sie sich ab und nahm die steife Haltung ihres Mannes und ihrer Hofdamen an, die es für unanständig hielten, den Kopf nur etwas auf die Seite zu drehen. Das Gehen verlernte sie fast ganz; dagegen fuhr sie häufig auf Bälle, Konzerte und Paraden, auf Maifäserfischen und Fliegenjagden. Ihr liebstes Vergnügen war und blieb der Puß. Alle Tage wechselte sie ihren Anzug, und vor ihren Fenstern waren sämtliche Mode-

buden aufgestellt, so daß sie gleich beim Aufstehen die ersten Blicke dahin werfen konnte.

Aber auch ihr Gemahl und seine Untertanen wurden immer übermütiger. Sie verachteten alles, was nicht Puppe und nicht so schön angestrichen und lackiert war wie sie. Jedes geflügelte Tier, das in ihre Nähe kam, wurde mit der härtesten Grausamkeit verfolgt.

Auch die Wurzelmänner, die von Zeit zu Zeit zum Vergnügen herüberkamen, wurden immer kälter empfangen. Bald blieben sie ganz weg. Selbst der gute König mußte es erleben, wie sein Schwiegersohn und seine eigene Tochter ihn mit der Zeit lieblos behandelten. Da verwandelte sich natürlich die frühere Freundschaft der beiden Völker schnell in bitteren Haß. Noch waren nicht vier Wochen vergangen, so trieb Fürst Nußknacker seinen Übermut so weit, daß er von den Wurzelmännern einen monatlichen Tribut von 2000 Stück ausgesuchter Haselnüsse forderte, dabei an der Grenze seine Truppen sammelte und alle Festungen in einer Linie gegen das Wurzelreich aufstellen ließ. Im Falle der Weigerung wollte er mit Heeresmacht in das Land seines Schwiegervaters einfallen.

Eine solche Verletzung alles Rechtes mußte das weiche Gemüt des guten Königs aufs bitterste empören. Einen ganzen Tag lang weinte er die hellen Tränen in seinen bemooften Bart hinein, dann sagte er sich öffentlich von der undankbaren Tochter los und beschloß, sie nie mehr vor Augen zu sehen. Endlich zog er sich selbst von allen Regierungsgeheimnissen zurück. Er fühlte wohl, daß er für ein so schwieriges Geschäft zu weichmütig sei.

Die Nachricht davon gelangte bald zu seiner Tochter. Jetzt gingen ihr die Augen auf, wie unwürdig sie ihre Hand verschenkt, wie tief sie durch Eitelkeit alle Pflichten gegen ihren Vater und gegen die verlegt hatte, die ihr früher lieb und wert gewesen. Leider war es zu spät. Sie versuchte alles, ihren Mann von seinen unbilligen Forderungen abzubringen; er blieb bei seinem Vorfat. Da sie aber mit Bitten nicht nachließ, richtete er endlich seinen Zorn auch gegen sie, schloß sie in ihr Zimmer ein und wollte nichts weiter von ihr hören. Statt Lust und Heiterkeit waren nun Schmerz und Reue ihre ständigen Begleiter.

(Schluß folgt.)

Verantwortlich für die Redaktion:
Frau Maria Zettin (Zundel), Wilhelmshöhe,
Post Degerloch bei Stuttgart.
Druck u. Verlag J. G. W. Dietz Nachf. G. m. b. H. Stuttgart.